

7. Sekundärliteratur

August Hermann Francke und die Anfänge der ökumenischen Bewegung.

Beyreuther, Erich

Leipzig, 1957

1. Der junge Francke und die ökumenischen Gedanken und Einflüsse seiner Zeit

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Erstes Kapitel

DIE ANFÄNGE

1. Der junge Francke und die ökumenischen Gedanken und Einflüsse seiner Zeit

August Hermann Francke ist ein Sohn der freien Hansastadt Lübeck. In ihren Mauern ist er am 22. März 1663 geboren. David Gloxin, sein Großvater mütterlicherseits gehört in die Reihe der großen Lübecker Bürgermeister. Ehrwürdige Lübecker Geschlechter zählen von mütterlicher und großmütterlicher Seite her zu den Ahnen. In den Adern rollt das Blut der norddeutschen Kaufmannssippen, eines selbstbewußten Bürgertums, das nüchtern und großzügig zu planen und zu handeln auch in den trübsten Zeiten nicht verlernt hat. Weltweite Erfahrungen und kluge Regierungskunst vererben sich von Generation zu Generation¹.

Wohl hat Lübeck, einst das stolze Oberhaupt der Hansa, längst die Weltgeltung eingebüßt. Die Zeiten sind endgültig vorüber, in denen Lübeck im Bund mit den anderen Hansastädten den ganzen Welt-handel auf der nördlichen Route beherrscht hat. Dieser Handelsraum erstreckte sich von Rußland und Skandinavien bis an Flanderns und Englands Küste.

Die Stadt erleidet in dem Jahrhundert, in dem August Hermann Francke geboren wird, einen Schicksalsschlag nach dem anderen. Aber hoch klingt das Lied einer Bürgerschaft, die einem wirtschaftlichen Niedergang beharrlich trotzt. Der Wagemut ihrer Kaufleute sucht immer wieder die alten Verbindungen auf, mochten sie noch so oft und lange unterbrochen worden sein. So wird denn auch neuer Wohlstand begründet. Jedenfalls vermittelt Lübeck allezeit die großartige Schulung eines weltweiten Denkens. Mit dem aufsteigenden Hamburg, dem Einfallstor englischen Geistes und dem Vorort des Handels zwischen England und Deutschland, ist Lübeck durch ungezählte Fäden verknüpft. Geschlechter wandern hin und her. Die Unsumme lebendiger Erfahrungen kühner Großkaufmannsfamilien und wagender Unternehmer bleibt fruchtbar.

Lübeck ist nicht nur voller Wahrzeichen vergangener Größe, ist nicht nur die Stadt der Gotik. Vielmehr vermag das wirtschaftlich hart ringende Geschlecht dem Stadtbild gerade in der Zeit, in der August Hermann Francke geboren wird, ein Barockgepräge hinzuzufügen. Das Kunsthandwerk erlebt eine neue, ungeahnte Blüte.

In dieser Stadt wird die Taufe des August Hermann Francke vollzogen. Unter den Paten finden wir neben der Herzogin von Sachsen-Lauenburg zwei Vertreter der Patrizierfamilien, aber auch zwei Kleinbürger. Diese Zusammenstellung der Paten aus den verschiedenen Ständen, von der Gattin eines regierenden Fürsten bis hinunter zum Kleinbürger, charakterisiert die innere Haltung des Franckeschen Geschlechtes. Ist doch der Großvater des Täuflings im Jahre 1617 als Bäcker in Lübeck eingewandert. Seine hervorragende handwerkliche Tüchtigkeit und vor allem seine Rechtschaffenheit bahnen ihm den Weg zu den alten Lübecker Geschlechtern, aus denen seine Ehefrau stammt. Aus der Backstube ruft man den hochbegabten Vater des Täuflings energisch aufs Gymnasium zurück. August Hermann Franckes Vater tritt damit in die große Welt ein. In Rostock und in Königsberg studiert er Rechtsgelehrsamkeit. Die Vermögenslage seines Vaters erlaubt ihm weite Studienreisen durch Frankreich und Holland. An der Universität Basel erwirbt er sich den Doktorgrad beider Rechte. Nur des Vaters plötzliche Erkrankung hält ihn von einer geplanten italienischen Reise ab.

Weltoffenheit verbindet sich bei dem tüchtigen Juristen Dr. Johannes Francke mit persönlicher Frömmigkeit und Bescheidenheit. Der Lübecker Bürgermeister, der Syndikus David Gloxin, gibt dem jungen Rechtsgelehrten, der in den Dienst des Fürsten zu Sachsen-Lauenburg tritt, ohne Zögern eine seiner Töchter zur Frau. Damit tritt der Vater August Hermann Franckes in die engste Verbindung mit einem überaus klugen und politisch bedeutsamen Lübecker. Gloxin hat die Stadt Lübeck auf dem westfälischen Friedenskongreß im Jahre 1648 vertreten. Jetzt aber kämpft Gloxin mit dem Selbstbewußtsein des aufstrebenden Bürgertums zäh und zielbewußt als Vertreter der Kaufmannsgeschlechter für ihre Mitbeteiligung am Stadtregiment.

Es kommt zu leidenschaftlichen, tumultartigen Auseinandersetzungen mit den alten Ratsherrengeschlechtern, die sich die Vorherrschaft nicht entwenden lassen wollen. Reich und satt sitzt das Adelspatriziat auf seinen großen Gütern im Weichbild der Stadt und läßt die Finanzen der Stadt verrotten. Vor allem die arme Bevölkerung der Stadt leidet und darbt. Volksmengen ziehen demonstrierend auf die Güter der Junker. Gloxin, der Vertrauensmann der Bürgerschaft, siegt. Der Einfluß der bisher ausgeschalteten Bürgerschaft auf die Führung der Stadt ist gesichert. So gehen die schweren Verfassungskämpfe, die ein volles Jahrhundert das Leben der Stadt erschüttert haben, unter Gloxin dem Ende zu.

Mit der hohen Schuldenlast der Stadt werden die tüchtigen Lübecker Kaufleute fertig.

In dieses Gloxinsche Geschlecht heiratet der Vater August Hermann Franckes hinein. In keinem Hause finden die schweren Auseinandersetzungen einen lebhafteren Widerhall als in der Familie Gloxin-Francke. August Hermann Francke selbst fehlen die Kindheitserinnerungen an die Vaterstadt und an ihre Kämpfe. Sein Vater verläßt zwei Jahre nach der Geburt dieses Knaben die Hansastadt für immer. Eine achtzehnjährige erfolgreiche Tätigkeit erst in Ratzeburg, dann in Lübeck findet ihren endgültigen Abschluß².

Die Abwanderung geschieht nicht ungern. Neue politische Konflikte drohen durch das bevorstehende Eingreifen des Kaisers, der sich auf die Seite des zurückgedrängten Adelspatriziats stellt. Gloxin aber ist alt geworden.

August Hermann Francke weiß von alledem aus eigener Anschauung nichts. Zu früh ist er diesem Boden entnommen worden. Und doch ist das alte Lübecker Erbe in ihm lebendig geblieben. Die ganze Unverwüstlichkeit Lübecker Mutes ist ihm mitgegeben. Von Anbeginn an denkt er in großen Räumen. Ein verpflichtendes Stipendium eines weitblickenden Hamburger Großkaufmanns, seines Oheims aus dem Lübecker Geschlecht, ermöglicht ihm später ein Universitätsstudium, das zielbewußt und planmäßig von dem Stiftsdirektorium gelenkt wird. Darum kehrt der junge Francke als Student immer wieder in Lübeck ein. In Kiel beginnt sein eigentliches Studium. In Hamburg und Lübeck empfängt der junge Magister Francke entscheidende Lebenseindrücke. Die berühmte Bekehrung, die das Leben des jungen Francke von Grund auf umstürzt, erfolgt in Lüneburg. Vielleicht noch ausgeprägter zeigen sich die kühnen hanseatischen Züge bei einem seiner Brüder, der sich als erfolgreicher Großkaufmann in Venedig niederläßt und schließlich auf Grund seines großen Vermögens, das er sich erwirbt, die Erhebung in den Adelsstand erreicht.

August Hermann Francke hat noch eine zweite geistige Heimat gefunden: im mitteldeutschen Raum. Der Vater zieht mit seiner Familie nach Thüringen. Er kehrt gleichsam in das Land der Vorfahren zurück. Denn die Manneslinie der Francke führt in das hessische Thüringen, nach Heldra, unweit von Möhra, dem Stammort Luthers. Zu dem beweglichen und reichbegabten Thüringer Stamm im Herzen Deutschlands führen viele Ahnenlinien bedeutender Deutscher³.

Im 17. Jahrhundert beobachten wir bei den Gebildeten, aber auch

im Handwerkerstand, Freiheit und Leichtigkeit des Wanderns von Land zu Land. Man ist nicht übermäßig an die Stelle gebunden, in die man durch Geburt und Erziehung zuerst hineingeführt worden ist. Die Bande werden leicht geknüpft und schnell gelöst, dann anderwärts wieder angeknüpft. Das Talent vermag sich noch sein angemessenes Wirkungsfeld selbst auszuwählen. Es wächst nicht in seine Stelle wie ein eingepflanzter Baum. Es ist ihm noch erlaubt, den Wurzelboden selbst zu suchen. Für die Studierten finden sich noch genug Ämter und Ämtchen. Die Ansprüche sind noch nicht hochgeschraubt, und das Leben vollzieht sich in anspruchsloseren Formen. Aber diese Freiheit des Wanderns, der Vereinigung Gleichgesinnter und des ungehinderten geistigen Austausches verleiht diesen Männern Schwingen, nicht nur äußerliche, sondern auch innere geistige.

Jedenfalls hat der Lübecker Jurist Dr. Johannes Francke keinen schlechten Wechsel vollzogen, als er sich in die kleine Residenz Gotha rufen läßt. An Volksstärke, an wirtschaftlicher und militärischer Kraft kann sich das kleine Thüringer Herzogtum nicht mit dem großen Vetter, dem Kurfürstentum Sachsen, messen. Doch besitzt es in Herzog Ernst dem Frommen die bedeutendste Persönlichkeit, die Deutschland damals neben dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm aufzuweisen hat. Gotha wird unter Ernst dem Frommen in steigendem Maße zum Sammelpunkt hervorragendster Geister. Der neue Gothaer Hofrat Dr. Johannes Francke tritt in eine geistig weite und harmonische Welt ein, die erfüllt ist von großen Gedanken und Plänen. Der Herzog hat als Oberst unter Gustav Adolf gefochten. Herz und Leben für die gemeinsame protestantische Sache einzusetzen ist ihm immer eine Selbstverständlichkeit. Die armselige Ängstlichkeit und Pedanterie, die sich an den anderen lutherischen Fürstenhöfen Deutschlands breitgemacht hat, kommt in seiner Residenz und unter seinen Mitarbeitern nicht auf. Für konfessionelle Streithähne hat der milde Ernestiner niemals Sympathie gezeigt. Er schafft sie schnell aus dem Lande.

Es geht dem Herzog um die Bewährung des christlichen Glaubens im Alltag, um die Bewältigung einer Wirklichkeit, die den ganzen Christenmenschen fordert. In der Zeit rauchender Trümmer und grenzenloser Verwilderung eines durch den Dreißigjährigen Krieg zerschundenen Volkes ruft er die edelsten Geister zu sich. Gemeinsam will er mit ihnen gegen die Nöte vorgehen. Ernst der Fromme gehört zu den hellwachen Genies, die um das Unbefriedigende der bisherigen Geschichte des Protestantismus, um das Unvollendete in seiner Gestaltung und Durchführung wissen und von der Unruhe

erfaßt worden sind. Er weiß, daß vieles von dem, was Luther gewollt, unvollendet liegengeblieben ist.

Es ist ein einzigartiger, aber wohl bedeutsamer Vorgang, daß dieser Fürst, den man ein Verwaltungsgenie genannt hat, selbst hundert starke Aktenbände mitteldeutscher Urkunden zur Reformationsgeschichte sammelt, damit sein Kanzler Veit Ludwig von Seckendorff aus den Quellen eine Darstellung der Reformation liefere. Religiöse, soziale, wirtschaftliche, kulturelle und nicht zuletzt politische Reformgedanken erfüllen ihn⁴.

Ernst der Fromme hört gleichsam das ganze europäische Stimmengewirr nach neuen konstruktiven Gedanken ab. Aufschlußreich sind hier seine Anweisungen für die Prinzen, die er auf Bildungsreisen in das Ausland schickt. Mit den pädagogischen Reformbestrebungen seines Jahrhunderts ist er persönlich aufs engste verbunden. Er kennt all die großen Reformer persönlich: Ratichius, Johann Amos Comenius, Evenius, Andreas Reyher und nicht zuletzt den bedeutenden Generalsuperintendenten von Weimar, Kromayer, mit dem er allerdings Meinungsverschiedenheiten hat. Ratichius findet seine persönliche, wenn auch nicht kritiklose Unterstützung. Evenius wird ins Land gerufen. Die moderne Pädagogik findet ihre Grundlegung im Schulprogramm Ernsts des Frommen. Tüchtige Christen und tüchtige Staatsbürger will er erziehen. Mit innerlich gewandelten Menschen soll eine Reform der Kirche und der Welt erfolgen. Bald steht sein Herzogtum durch die Bildungshöhe seiner Dorf- und Stadtbevölkerung in Deutschland einzig da. Allen anderen Ländern zeitlich weit voraus, wird hier die allgemeine Schulpflicht eingeführt. Es kennt bald keine Analphabeten mehr⁵.

Dieser Fürst denkt nicht nur an sein eigenes Ländchen. Sein waches Verantwortungsbewußtsein umspannt die evangelische Christenheit. Solche Männer kann man unter den trinkfesten deutschen Fürsten damals mit der Laterne suchen.

Mit seinem berühmten Gothaer Gymnasium, das in Schulmethode und Bildungshöhe alle gleichartigen Institute weit überflügelt, verbindet Ernst der Fromme eine Druckerei. Hier läßt der wirtschaftlich außerordentlich weitsichtige Fürst die epochemachenden neuen Lehrbücher drucken. Er fördert ihre Übersetzung und Herausgabe in der französischen und italienischen Sprache. Seine Schulmethoden, auf die unsere heutige Pädagogik zurückgeht, sollen überall fruchtbar werden. Tatsächlich horcht die ganze europäische Bildungswelt auf. Sehr schnell stellen sich im Gymnasium Schüler aus Ungarn, aus Schlesien, aus Polen, aus Rußland und Skandinavien ein. Ernst der Fromme fördert diese Entwicklung⁶.

Er sucht aber auch den jammervollen und verwüstenden Streit unter den lutherischen Theologen, die sich in der Austeilung von Ketzerhüten förmlich überschlagen, zu beenden. Ein alter Plan des 1643 verstorbenen Lübecker Superintendenten Nikolaus Hunnius wird ausgegraben. Ein Rat von zwölf angesehenen lutherischen Professoren, von zwölf Adjunkten unterstützt, soll ein oberstes theologisches Forum bilden. Vor diesem Collegium Hunnianum und nicht in der Öffentlichkeit sind die Lehrstreitigkeiten auszutragen. Selbst der Gedanke einer lutherischen Gesamtsynode und der Wahl eines lutherischen Patriarchen taucht auf. An der tief eingefressenen protestantischen Uneinigkeit, an der Übergewalt des rein Politischen in den verschiedenen Residenzen und nicht zuletzt an den engstirnigen Eifersüchteleien der einzelnen Landeskirchen scheitert der große Plan. In enger Bindung an das Lübecker Projekt will Ernst der Fromme sogar die finanzielle Sicherung durch eine Stiftung von 200000 Talern eventuell allein übernehmen. Auch das hilft nicht.

In Ernst dem Frommen spricht sich die Sehnsucht des Jahrhunderts aus nach Harmonie, nach einer Überwindung aller geistigen Verwüstung, die Konfessionshaß und politische Verwilderung verursacht haben. Nicht auf eine starre Vereinheitlichung und auf einen geistlosen Zentralismus, aber auf Harmonie in aller Mannigfaltigkeit zielt das Drängen der Zeit. Das große Projekt einer lutherischen Gelehrtenrepublik, der Gedanke an einen neuen geistigen Mittelpunkt bewegt auch den Gothaer Kreis. Der Plan einer Bruderschaft, eines universalen Gelehrtenkollegiums zur Durchführung einer Generalreformation der Kirche und der Welt liegt irgendwie in der Luft.

Tatsächlich versucht der thüringische Herzog mit dem Collegium Hunnianum nichts anderes, als eine Einigung des gesamten Lutheriums Deutschlands und Skandinaviens einzuleiten. In gemeinsamer positiver theologischer Arbeit soll es zu einer Verwirklichung der Harmonie, zu einer geschlossenen Darstellung lutherischen Wollens angesichts einer zielbewußten und bedrohlichen Rekatholisierungspolitik Frankreichs in Weltmaßstäben kommen.

Ein kleiner lutherischer Hof ohne die typisch deutsche provinzielle Enge stellt sich in den Dienst großartiger Konzeptionen. Der Oberst, der auf den Schlachtfeldern zu Lützen und anderswo mitgekämpft hat, weiß sich allen verfolgten Protestanten verbunden und verpflichtet. Den in Ungarn und Schlesien bedrängten Lutheranern bietet er in Gotha ein Asyl an. Seine Stadt soll so erweitert werden, daß sie auch ihnen Raum und Existenz gewähren kann.

Kein Wunder, daß sich diese Bereitschaft im Ausland herumspricht. Die evangelische deutsche Gemeinde in London wendet sich hilfesuchend an ihn. Folgenreicher ist die Verbindung mit der deutschen lutherischen Gemeinde in Moskau. Die Gründung und Unterhaltung ihrer Schule verdankt sie Ernst dem Frommen. Nach dessen Willen soll die reich ausgestattete Freischule als Bildungsstätte zugleich den Söhnen aller noch nicht christianisierten russischen Völker offenstehen.

Die Verbindung mit der evangelischen Gemeinde in Moskau wird vom Gothaer Herzog planmäßig zu einem Verkehr mit dem Zaren ausgebaut. Der unmittelbare Anlaß ist die Sorge um die deutschen Brüder. Es ist ungewöhnlich, wenn ein fremder Landesherr sich so intensiv und persönlich um Landsleute in einem anderen Staatswesen bemüht. Einem nur zu leicht entstehenden Mißtrauen sucht Gotha vorzubeugen.

Und doch vollzieht hier Ernst der Fromme einen entscheidenden Schritt, der mit der Tradition im deutschen Luthertum bricht. Für das deutsche Luthertum des 17. Jahrhunderts gilt: Verantwortlich ist der lutherische Christ nur für den Nächsten in des Wortes unmittelbarem und ursprünglichem Sinn. Wirklich der Nächste ist der mir Nahe. Zu einem Nächsten muß man nicht erst tausend Schritte gehen. Den sucht man nicht in der Ferne. Schwerlich sind in diesem Sinn Rußland und der kleine thüringische Staat einander Nächste. Diese Einschränkung macht der Gothaer nicht⁸.

Der Herzog ist über die neue Situation in Rußland gut unterrichtet. Sämtliche einschlägige Literatur über das Zarenreich ist in Gotha immer aufmerksam studiert worden. Man weiß, daß hier ein unermeßlich weites Land erwacht. Wirtschaftlich-technisch und auch seelisch noch weit im Mittelalterlichen befangen, sucht es Verbindung mit dem Westen. Ist es vor allem die Bedrängnis durch die Türken, die den Zaren Waffenbruderschaft mit der Staatenwelt Mitteleuropas suchen läßt? Er schickt sich jedenfalls an, die europäische Bühne zu betreten.

Im Gegensatz zu den anderen, zögernden Fürsten in Deutschland erfaßt Ernst der Fromme sofort die ausgestreckte russische Hand. Sein Landphysikus Dr. Laurentius Blumentrost, ein glühender Anhänger der Gothaer Reformbestrebungen, wird als Leibarzt an den Zaren Alexei Michailowitsch abgegeben. Ein Legationssekretär des Zaren, ein gebürtiger Thüringer, besucht auf einer Diplomatenreise durch Deutschland auch Gotha. Durch ihn empfängt der Zar eingehende Berichte über den thüringischen Musterstaat. Eine vorbildliche Zusammenstellung der gothaischen Landesgesetze und

des umwälzenden pädagogischen Neubaus des Schulwesens findet in Moskau gespannte Aufmerksamkeit.

Eine Sondergesandtschaft des Zaren erscheint schließlich in Gotha. Sie wird mit höchsten Ehren empfangen. Eine Fülle staatspolitischer und kultureller Fragen wird eingehend erörtert. Das ist alles neuartig. Die Regierung eines kleinen Musterstaates sucht nicht aus Großmannssucht, sondern von einem aufrichtigen und ehrlichen Streben erfüllt, einer aufsteigenden Großmacht, die in ihrer Entwicklung Jahrhunderte zu überspringen sucht, erprobte Staatsweisheiten und praktische Anregungen zu vermitteln.

Ernst der Fromme gehört zu dem neuen deutschen Fürstentyp, der im 16. Jahrhundert entstanden ist und der erstaunlich wirtschaftlich denkt. Er steht in der Reihe der fürstlichen Bankiers großen Stiles, wie vor ihm Johann von Küstrin und Kurfürst August von Sachsen, die nach Hunderttausenden ihre Taler verleihen. Die wirtschaftlichen Möglichkeiten Rußlands bleiben ihm nicht verborgen. Dem russischen Gesandten wird die Entwicklung des Chinahandels und der Ausbau des sibirischen Landweges nach dem Reich der Mitte ans Herz gelegt. Für die Ausmessung der Riesenräume bietet er die Hilfe deutscher Mathematiker an. Zugleich versucht man durch beruhigende Versicherungen den abergläubischen Argwohn gegenüber den noch unbekannten mathematischen Instrumenten zu zerstreuen. In Kunst, Handwerk und Wissenschaft anerkannte Fachleute stellt Gotha in Aussicht, wenn für sie ausreichende Gehälter zugesichert werden. In allem finden wir eine erstaunliche Weite des Gesichtskreises bei einem Fürsten, der nur über ein kleines, noch dazu an den Folgen des Dreißigjährigen Krieges schwer leidendes Land verfügt.

Ehe der Freiherr von Leibniz seine großen Rußlandpläne entwickelt, die in die gleiche Richtung zielen, tauchen in Gotha große konstruktive Gedanken auf, verwirklichen sich bedeutsame Begegnungen.

Dabei stoßen wir auf etwas völlig Neues. Es ist ein Sendungsbewußtsein, das völlig aus dem bisher üblichen Rahmen eines braven deutschen Luthertums herausfällt. Ernst der Fromme gehört, geistesgeschichtlich gesehen, zu dem neuen Menschentyp, zu dem homo societatis. Dieser homo societatis, geboren im Strom der Friedenssehnsucht der Zeit, die sich aus der Flut von Haß und Wirrnis zu befreien sucht, findet seine Grundprobleme in einer Neuformung der menschlichen Gemeinschaft, sei es der staatlichen, der kirchlichen oder der überstaatlichen. Der Glaube an den Sittigungsprozeß, an eine sittliche Entwicklung der Menschheit, erzeugt ein

neues Aktivitätsideal. Eine neue Tatbegeisterung, ein neues Kulturideal sucht die Echtheit der Gläubigkeit in der Kraft christlicher Sittlichkeit. Der Gradmesser für die innere Wahrheit eines Glaubens liegt in seiner Liebesgesinnung, in seiner gemeinschaftsbildenden Kraft. Mag daraus eine Reglementierungssucht, ein Reglementarismus entstehen, der eben alles ordnen will, die positiven und vorwärtstreibenden Kräfte sind offenbar.

Ernst der Fromme, von diesen neuen Strömungen erfaßt, weist dem Luthertum in der Welt diese neue Aufgabe zu. Ihm traut er einen entscheidenden Beitrag zur Generalreform der Welt zu. Gewiß trennt ihn und seine Mitarbeiter, die die Welt praktisch, d. h. geistig und sozial, durchgreifend verbessern wollen, von Luther, daß sie abstrakte Ziele haben und Weltverbesserungsplänen nachhängen. Vor allem Johann Valentin Andreae und Ratichius stellen sie bereits an der Schwelle dieses Jahrhunderts auf. Luther hat das bekanntlich nicht getan. Aber das ganze Pathos ist bei allen voraufklärerischen Neigungen lutherisch in Gotha. Man weiß noch mit dem Reformator, daß das irrende Werkzeug der Vernunft wahre Wunder zur Erhaltung einer verfallenden Welt zu verrichten vermag. Vernunft und christliche Liebe beseitigen viel Jammer, wenn das alles nur ernsthaft gewollt wird. Dieser neue homo societatis christianus oder lutheranus tritt in das Gesichtsfeld der Zeit.

Doch nicht nur der Osten mit seinen noch undeutlich geahnten Möglichkeiten, die in ihm schlummern, beschäftigt den Gothaer. Auch den im Bewußtsein Europas jetzt erst wirklich auftauchenden afrikanischen und asiatischen Kulturräumen gilt die wache Aufmerksamkeit. Ernst der Fromme hat nicht eher geruht, als bis sein Hofrat, der große Orientalist Hiob Ludolf, seinen äthiopischen Freund, den er in Rom kennengelernt hat, nach Gotha ruft. Im Jahre 1652 erscheint dieser Theologe aus Abessinien, Abba Gregorius, auf dem Schloß Friedensstein in Gotha. Alle Bücher, die die große Fürstenbibliothek in Gotha über dieses Abessinien besitzt, sind vorher intensiv studiert worden. Mit einer Unzahl sorgfältig überlegter Fragen wird der Äthiopier bestürmt. Fernhandelspläne locken den Herzog auch nach dem Orient. Und doch sucht der thüringische Fürst vor allem Abessinien durch eine Berührung mit lutherischem Kirchentum und lutherischer Theologie zu neuem Leben zu wecken. Er möchte nichts lieber, als daß dieses christliche Kaiserreich im dunklen Afrika kulturell, wirtschaftlich, geistig, staatspolitisch sich erneuere und sich vor allem auf seine Missionsaufgabe im schwarzen Erdteil besinne.

Es ist das Schicksal aller großen Pläne des Gothaers, daß sie sich

nicht realisiert haben. Von da her mögen auch die Anwandlungen von Schwermut zu erklären sein, die den weitblickenden Fürsten immer wieder quälen. Ist es aber vergeblich gewesen, daß ein Fürst, auf den die reformwilligen Kräfte in ganz Deutschland blicken, dem Luthertum aus seiner Enge und Einkapselung heraushelfen möchte? Die Auswirkung ist nicht abzuschätzen. Greifbar aber wird sie in dem Mann, der durch den Berufswechsel seines Vaters nach Gotha, dem Sitz und Zentrum eines ökumenisch gestimmten Luthertums im Deutschland des 17. Jahrhunderts als Kind verpflanzt wird.

In dieser Stadt mit einer wahrhaft ökumenischen Atmosphäre wächst der junge Francke heran und empfängt seine entscheidenden Jugendeindrücke. Wohl verliert er mit sieben Jahren den Vater. Doch die Familie bleibt in dem stattlichen Steinhaus wohnen, das Ernst der Fromme dem Hofrat Dr. Johannes Francke gebaut und geschenkt hat. Der Lebenszuschnitt ändert sich kaum. Der junge Francke beginnt das 13. Lebensjahr, als Ernst der Fromme stirbt. Aber die genialsten Mitarbeiter Ernsts des Frommen kennen den jungen Francke und fördern ihn. In dem großen lutherischen Staatsmann Veit Ludwig von Seckendorff gewinnt der vaterlos Heranwachsende eine lebendige Verbindung mit der ökumenischen Tradition Gothas, deren Denkmal die berühmte Reformationsgeschichte aus der Feder dieses Mannes ist. Seckendorff, am Gothaer Hof aufgewachsen, später Kanzler Ernsts des Frommen, von ihm geprägt, in alle Pläne eingeweiht, ist eine durch und durch lutherisch und ökumenisch denkende Persönlichkeit. Fünf europäische Sprachen spricht Seckendorff fließend⁹.

Die Bedeutung dieses Umgangs für die innere Entwicklung des jungen Francke liegt auf der Hand.

Vorerst besucht der Knabe nach eingehender Privaterziehung das berühmte Gothaer Gymnasium. Diese Schulanstalt steht in ihrer europäischen Weite einzig da. Schüler aus dem Ausland sind keine Seltenheit. Das Gymnasium ist zur Zeit des jungen Francke in einem ständigen Aufstieg begriffen. Nach dem Tode Ernsts des Frommen (1675) beginnt sich die fortschrittliche und vorbildliche Unterrichtsmethode erst voll auszuwirken. Auf Grund seiner auffallenden Begabung wird der dreizehnjährige Knabe bereits in die Selektta aufgenommen, die unmittelbar auf das Universitätsstudium vorbereitet. Hier bewegt sich der Heranwachsende unter Kameraden, die oft sechs und sieben Jahre älter sind. Der noch nicht Fünfzehnjährige verläßt die Anstalt, nachdem er ihre höchste Klasse mühelos durchlaufen hat¹⁰.



Wie Gott ist mein Cabul. Vnufft.
für den seltsamen.

A. H. Francke.

Der junge August Hermann Francke



Hiob Ludolf,
Staatsrat Ernsts des Frommen und berühmter Sprachgelehrter

Sein Studium beginnt der junge Francke an der nahen Universität Erfurt. Ihr Niedergang war damals kein Geheimnis. Doch bleibt er hier unter den Augen des alten Hofrates Hiob Ludolf, des berühmten Orientalisten, eines Amtskollegen seines früh verstorbenen Vaters. Von Hiob Ludolf stammt die erste Grammatik der äthiopischen Sprache. Dieser große Gelehrte pflegt eine weltweite Korrespondenz mit den bekanntesten Persönlichkeiten seiner Zeit, selbst mit Leibniz. Der weitgereiste Sprachgelehrte ist in allen Hauptstädten daheim, in London, in Rom, in Paris. Wie tiefgehend der Einfluß dieser Gestalt auf den jungen Studenten ist, läßt sich daran ermes sen, daß Francke nach dem Abschluß seines Theologiestudiums und nach einem kurzen Zwischenspiel als Pfarrer in Erfurt als Professor für orientalische Sprachen nach Halle berufen wird.

Auch der enge Zusammenhang der Franckeschen Familie mit dem Herzogshaus bleibt nach dem frühen Tod des Ernährers bestehen. Als der junge Pfarrer Magister Francke wegen seiner pietistischen Haltung aus Erfurt vertrieben wird, bemühen sich die thüringischen Fürstenhöfe ernsthaft um ihn. Der Weimarer Hof sucht ihn als Prinzen erzieher und Hofprediger zu gewinnen. In Coburg denkt man daran, ihn als Theologieprofessor an das Kasimiraneum zu berufen. Auch der Gothaer Hof versucht, ihn festzuhalten.

Selten günstig sind die Umwelteinflüsse, die auf den jungen Francke wirken. Die Gothaer Atmosphäre ist europäisch und ökumenisch. Ein leidenschaftlicher Aufbauwille kennzeichnet sie. Bedeutende Persönlichkeiten wie Veit Ludwig von Seckendorff und Hiob Ludolf fördern ihn. So kritisch auch später August Hermann Francke über seine eigene Erziehung denkt, sie ist ausgewählt sorgfältig gewesen. Veit Ludwig von Seckendorff hat ihr noch die Richtung auf die modernen Sprachen gegeben. Denn der Student Francke lernt Englisch, Französisch, Italienisch und Holländisch. Später erwirbt er sich sogar gute Anfangskenntnisse im Russischen. Die Aneignung so vieler europäischer Sprachen ist jedenfalls ein Bekenntnis zu dem neuen Geist der Zeit. Denn die Gebildeten haben sich damals in ganz Europa noch mühelos in der lateinischen Gelehrtensprache verständigt, die der Gymnasiast in Gotha lernt, wo er seine Lehrer und Mitschüler durch glänzende rhetorische Leistungen in dieser klassischen Sprache überrascht. Das neue Ideal des homo societatis hat auch über ihn Gewalt.

Andererseits leitet ihn der große Sprachgelehrte Hiob Ludolf, der die kostbarsten orientalischen Handschriften besitzt und den Eifer des jungen Francke entflammt, auf die Vertiefung morgenländischer

Kenntnisse. Auch hier sind die Sprachkenntnisse allein die Brücke in eine neue Welt.

Ist es nicht ein psychologisches Rätsel, wenn dieser hochbegabte Student, der in großbürgerlichen Verhältnissen in der Nähe eines bedeutenden Fürstenhofes und im Umgang mit Staatsräten und Weltreisenden aufwächst, Theologe wird? Der eine Bruder wird Jurist wie der Vater, den anderen lockt die Ferne, und er wird Großkaufmann. In einer langen Ahnenkette, soweit sie überschaubar ist, ist August Hermann der erste, der sich der Theologie zuwendet. Und das in einer Zeit, in der die Söhne des aufstrebenden höheren Bürgertums diesen Beruf kaum noch verlockend finden, Übernehmen nicht schon weithin die Juristen und die Leibärzte an den Fürstenhöfen die Rolle, die bisher die Hofprediger eingenommen haben? Der Zug der Zeit geht dahin.

August Hermann Francke spürt von früh an einen starken Drang zum geistlichen Beruf. Es ist auch seinen Eltern niemals zweifelhaft gewesen, daß einmal hier seine Berufung liegen wird. Bricht Lübecker Erbe durch? Denn einer der Gloxins ist eine so ausgereifte christliche Persönlichkeit gewesen, ein Dulder wie Hiob, aber glaubensstark und glaubensfroh, daß Fürsten und Prinzen an seinem Krankenlager gesessen haben, um von diesem begnadeten Laien Segen zu empfangen.

Von dem Zwölfjährigen wissen wir, daß er in Johann Arndts Wahrem Christentum gelesen hat. Seine um zwei Jahre ältere Liebblingsschwester, die bestimmenden Einfluß auf ihn gewinnt und deren sonnige Art ihn lenkt, erreicht bei der Mutter, daß dem Knaben für seine täglichen Andachtsübungen ein Kämmerchen eingeräumt wird.

Er wendet sich mit der ganzen Inbrunst seines jungen Herzens einem Erbauungsbuch zu, an dem sich lutherische Frömmigkeit Generationen hindurch genährt hat. Neben der aufgeschlagenen Bibel liegt Johann Arndts Wahres Christentum. Hier und dort je ein Kapitel zu lesen ist bereits zur festen Übung vieler Frommen geworden. Francke hat sich in dem dicken Buch Arndts so gut ausgekannt wie in der Heiligen Schrift, und nichts zitiert er später neben der Bibel so oft wie Johann Arndt.

Ist das nicht eine ganz enge Welt, in die des Knaben Seele eintaucht? Gott und die Seele, Abwendung von der Welt und Hinwendung zu Gott? Fordert nicht Johann Arndt eine leise Frömmigkeit, die demütig und gelassen fernab der lauten Straßen der Welt eine klösterlich-mystische Gottesminne kultiviert?

Im Erdreich sucht sich jede Pflanze die ihr geeigneten Nährstoffe

auf und läßt andere beiseite. Nicht anders verhält es sich in der geistigen Existenz. Jeder schöpferisch veranlagte Mensch nimmt das ihm Gemäße auf. Bewußt wie unbewußt meidet er eine geistige Nahrung, die seinem Wesen und seinem inneren Drang fern liegt. Die Welt, in die der Generalsuperintendent von Celle, Johann Arndt, einführt, ist nicht mit Klostermauern umgeben. Seine Tadel, die bei ihm immer nur Weltflüchtigkeit wahrnehmen, haben dabei völlig übersehen, daß Arndt die Gottes- und die Nächstenliebe unzertrennbar miteinander verklammert. Ganze Teile seines umfangreichen Werkes kreisen in einer weitausgedehnten Auslegung um das Hohelied der Liebe im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes. Gedanken klingen an, in denen eine revolutionisierende Kraft liegt. Man muß sie nur erkennen und aufnehmen¹¹.

Ein starkes soziales Pathos ist unverkennbar. Bei der Eigentumsfrage fallen Worte wie: „Das Feuer brennt für die Armen wie für die Reichen.“ Johann Arndt ist unruhig geworden über den krassen Unterschieden zwischen arm und reich in einer Christenheit, die einem Abbild der ersten Christen so ferngerückt ist. „Wer seinen Bruder nicht liebt, wie kann er Gott lieben? Wer mit Gott vereinigt ist durch die Liebe, der wird auch mit dem Bruder nicht vereinigt bleiben. Damit die Einigkeit unter den Christen groß werde, muß dieselbe ihren Ursprung nehmen aus der Einigkeit mit Gott. Die Einigkeit ist ein großes Gut der Menschen und ihre größte Stärke.“ Hören wir hier die Stimme der Weltflüchtigkeit und Klosterseligkeit, den Rat, sich vornehm aus der Welt zurückzuziehen und sie ihrem Elend zu überlassen? Doch wohl kaum¹².

Unermüdlich wird der Gedanke von der allgemeinen Bruderschaft variiert. Von Natur sind wir Brüder, sagt Arndt. Gott hat uns miteinander geschaffen. „Aber das Evangelium lehrt uns eine viel höhere Bruderschaft in Christo Jesu, daß wir alle untereinander Glieder seien unter einem Haupt.“ Zu den Kennzeichen der Gegenwartigkeit des Heiligen Geistes gehört die brüderliche Liebe. „Alle, die nicht in der Liebe leben, trennen sich von dem einigen Haupte Christo... Wer den Bruder nicht liebet, der bleibt im Tode, der ist lebendig tot.“

Der Gedanke der großen Bruderschaft aller, die Menschenantlitz tragen, der Gedanke der Menschheit als einer Ganzheit, liegt im Menschenverständnis Johann Arndts bereits ausgesprochen. Es ist der homo societatis! Vor Gott bleibt der Mensch ein hilflos der Erbsünde verfallenes Geschöpf. Sein ewiges Heil vermag er sich selbst nicht zu schaffen. Aber der Welt zugewandt, bleibt der Mensch nicht hilflos. Spiegelt sich in seinem Geist nicht der Makro-

kosmos, die große Schöpfungswelt? Ist er nicht fähig, die Baugesetze der sichtbaren Schöpfung zu erforschen? Die großartige Zahlensymmetrie der Sternenwelt ist für den menschlichen Geist nachrechenbar. Johann Arndt gehört sicherlich in die Reihe der Alchimisten, der paracelsisch Gesonnenen. Sein Leben lang hat er nicht von naturwissenschaftlichen Studien gelassen, um das zu erkennen, was die Natur im Innersten zusammenhält.

Was bedeutet die rastlose Durchforschung der Natur und ihrer Kräfte? Jede Erkenntnis der unendlichen Schöpfungs- und Zahlenharmonie des Weltalls, jeder Einblick in die innere Struktur der Natur steigert nur die Ehrfurcht und Anbetung, die, wenn sie echt sind, sich in Nächstenliebe umsetzen. Fortschreitende Naturerkenntnis vertieft die Gotteserkenntnis und Nächstenliebe.

Johann Arndt nimmt den Menschen als aktive Persönlichkeit. So beansprucht ihn das Evangelium. Der durch die Erbsünde belastete Mensch vermag durch Vergebung und Wiedergeburt erneut Gottes Ebenbild zu werden.

Die Gottebenbildlichkeit, von der Johann Arndt unermüdlich als einem der tragenden Grundgedanken seiner Frömmigkeit spricht, ist jedem Menschen eingestiftet. Damit rückt der Mensch an sich, ungeachtet seiner Rassenzugehörigkeit, als Geschöpf und Ebenbild in den Mittelpunkt des Frömmigkeitsinteresses. Hier ist nicht der Europäer, nicht der Chinese, nicht der Inder, nicht der Afrikaner, hier ist einfach der Mensch schlechthin angesprochen.

Diese Zusammenhänge scheinen auf den ersten Blick wenig zu bedeuten. Aber es liegt in ihnen eine revolutionierende Kraft verborgen. Das Menschenbild Arndts zeigt das vor Gott und seinem ewigen Heil gegenüber hilflose, auf Gnade angewiesene Geschöpf. In der Welt aber ist der Mensch zur Aktivität gefordert. Seine Vernunft wird entscheidend als Ordnungsfunktion begriffen. Sie vermag durch natürliche Gerechtigkeit die menschlichen Gemeinschaftsformen zu ordnen. Und doch ist die Gerechtigkeit auf ihre Überhöhung durch die Barmherzigkeit angelegt. Dem Christentum ist die universale Aufgabe anvertraut, durch seine Liebeskräfte zur Neuordnung aller staatlichen und gesellschaftlichen Beziehungen beizutragen. Johann Arndt steht in der Grundstimmung des 17. Jahrhunderts, die ethizistisch-unionistisch-ökumenisch ist. Die Überzeugungskraft des christlichen Glaubens liegt in seiner ethischen Bewährung.

Johann Valentin Andreä hat seinem geliebten und verehrten Freund Johann Arndt seine christliche Utopie, die berühmte „Christianopolis“ gewidmet. Sinn und Ziel der „Christianopolis“ liegen in der

Verwirklichung des wahren Christentums als eines in der Liebe tätigen Glaubens, der den wahren homo societatis erzieht, der die Generalreformation der ganzen Welt ermöglicht. Die Reißbrettphantasien der Renaissancearchitekten haben die äußere Gestaltung dieses ersten christlichen Staatsromanes bestimmt. Johann Valentin Andreä hat im 17. Jahrhundert damit große Wirkungen entfacht. In utopistischen Wunschbildern als Ausdruck repräsentativer Hoffnungen einer Zeit liegen starke geschichtsbildende Mächte, wie wir jetzt wissen¹³.

Auf alle Fälle bedeutet diese Schau, die in einer radikal und ohne Einschränkung vorgetragenen Forderung der allgemeinen Bruderliebe und Bruderschaft gipfelt, nichts weniger als eine vorbehaltlose Ausdehnung der Liebes- und Dienstpflicht auf die ganze Menschheit. Alle durch die Geschichte und durch geographische Trennung errichteten Mauern zwischen den Rassen, Völkern und Zeiten, ja zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten werden im letzten unwesentlich. Unter dem Einfluß dieses grenzenlos erweiterten Liebesbegriffes ist man dann plötzlich bereit, über Meere zu reisen, um nur einige zu retten. In diesem Nächstenbegriff liegen bereits die Wurzeln zu einem Heroismus, wie er im Pietismus aufbrechen soll.

Es bleibt dabei unbestritten, daß Johann Arndt selten von der Kirche spricht. Nur andeutungsweise nimmt er das Wort von der einen Christenheit auf Erden in den Mund. Seine Gedanken haben tatsächlich auch eine deutliche individualistisch-mystische Zuspitzung. Gott hat den Menschen als sein Spiegelbild in die Welt gestellt. Der Mensch ist das Bindeglied zwischen dem Schöpfer und der Schöpfung. Die Würde des Menschen liegt in der Schau Gottes, die ihn den Engeln gleich macht. Und doch liegt die Würde des Menschen zugleich im *Handeln*. Denn was Gott für den Makrokosmos darstellt, das ist der Mensch als Mikrokosmos für die Erdenwelt.

Hier liegen zweifelsohne Spannungen. Johann Arndts Menschenbild umspannt das Ich, das mit seinem Gott alleingelassen sein will im schrankenlosen Individualismus und das doch zugleich in einem ergreifenden Suchen nach Gemeinschaft und Neugestaltung aller menschlichen Ordnungen auf dem Weg ist. Wer denkt nicht bei seinem Menschen- und Weltbild auch an Thomas von Aquino und sein: *orbis ad Deum ordinatus*?

Man hat bis heute fast nur das Weltflüchtige bei Arndt gesehen und ihn in seiner geschichtlichen Wirkung schief und einseitig gezeichnet. Wie wirkt Arndt auf August Hermann Francke? Von

seinem 12. Lebensjahr an bis an sein Lebensende bleibt er unter dem Einfluß Arndtscher Frömmigkeitsausprägung. Hier liegt sein heimliches Ideal, hier finden wir das Leitbild von prägender Kraft in seinem Leben. Arndt hat Francke, und das ist nicht zu bezweifeln, im höchsten Maße aktiviert und in die Welt des Handelns geführt! Francke ist völlig unmystisch veranlagt. Schon durch das Elternerbe und noch mehr durch seine Umgebung, die ihn mitten in ein aufstrebendes Bürgertum hineinstellt, bleibt er zeitlebens weltzugewandt. Zitate besagen allein nichts, wenn nicht die Lebensleistung die Stromrichtung beweist.

Der in seinem Johann Arndt selige Francke ist von Anfang an nicht zu einem Wirken auf irgendeinem bescheidenen Posten bestimmt. Er will selbst hoch hinaus, auch nach seiner Bekehrung brennt in ihm der Wille zu einer ganzen Lebensleistung! Als Student hat er das Glück, das reiche Schabbelsche Familienstipendium zu empfangen. Diese Stiftung verlangt von ihren Stipendiaten, daß sie ihr Studium mit dem Erwerb der theologischen Doktorwürde krönen. Dieser Titel wird jedoch nur dann praktisch anwendbar, wenn die Lebensstellung in ein akademisches oder in ein kirchliches Führungsamt einmündet. Der Stipendiat verpflichtet sich tatsächlich, kein Amt anzunehmen, das ihn mit äußeren Amtspflichten überlastet. Zeitlebens hat er mit seiner Gelehrsamkeit, zu deren Erwerb ihn das Familienstipendium bis zur Dauer von acht Studienjahren unterstützt, der ganzen lutherischen Kirche zu dienen. In diesem Sinn bleibt er für sein ganzes Leben ein Schuldner der Schabbelschen Stiftung. Hinter dieser Studienordnung steht nicht nur der bedeutende Lübecker Superintendent Nikolaus Hunnius, der sie entwirft. Vielmehr spricht der Stifter selbst, ein Hamburger Großkaufmann, der in Fernhandelsbeziehungen lebt und in großen Verhältnissen denkt, seinen Willen aus.

Es sind hier nicht alle geistigen Fäden freizulegen und nicht alle Einflüsse aufzuspüren, die den jungen Francke prägen. Wichtig und entscheidend für ihn wird noch die Freundschaft, die den jungen Magister später mit Philipp Jakob Spener verbindet. Auch hier ist der Ruf in ökumenische und gesamteuropäische Weite und Verpflichtung unüberhörbar. In Speners berühmter Reformschrift „*Pia desideria*“ liegt das Ferment einer sozialen und ökumenischen Bewegung¹⁴.

In der Nachfolge von Johann Arndts Wahrem Christentum, über das Spener Predigtreihen gehalten hat, fordert er eindeutig „eine andere gemeinschaft der güter ganz nothwendig“. Unser Hab und Gut ist als „ein gemeinschaftliches Gut“ anzusehen und zu ver-

walten. Und das in Freiwilligkeit sonder Zwang. „Die Armut ist ein Schandfleck unseres Christentums.“ „Das Band der heiligsten Bruderschaft ist durch mangelnde Frömmigkeit der Christen zerrissen“, klagt Spener. Aber er hofft, daß „mit heiligem eifer gleichsam in die wette die ganze auß Juden und Heyden versammelte Kirche in einem glauben und dessen reichen fruchten GOTT dienen und sich miteinander erbauen werde“.

Hält man diese glühende Hoffnung mit seiner Forderung nach einer Praktizierung des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen zusammen, spürt man das Erregende und Begeisternde. Spener hätte kaum dieses Echo gefunden, das er tatsächlich gefunden hat, wenn ihm nicht das Begehren der Zeit entgegengekommen wäre. Der neue Gemeinschaftswille, der über die säuberlichen Standesgruppierungen hinausdrängt und sich zu freiwilligen Bildungs- und Gesinnungsgemeinschaften formiert, wird vor allem von dem neu gekräftigten Bürgertum getragen, das zuerst in Holland und England eine verbürgerlichte Kultur schafft. Nicht zufällig entwickelt Spener diese Gedanken in der freien Stadt Frankfurt, deren Christentum er als Senior leitet. Es ist auch nicht von ungefähr gewesen, daß Spener in der freien Stadt Straßburg mit seiner selbstbewußten Bürgerschaft und lebendigen Tradition die entscheidenden Studienjahre verbrachte.

Mitten in der Gärung der Zeit, die sich für die neue Form der Gemeinschaft in freiwilligen Sozietäten begeistert — es ist eine Ehre, einer Sozietät anzugehören —, empfängt Spener einen neuen Blick für die urchristlichen Gemeindeversammlungen, da die Christen einmütig beisammen gewesen sind. Neben den institutionellen Gottesdiensten, in denen der Laie stumm ist, will Spener in der Form christlicher Sozietäten eine Möglichkeit schaffen, in der ein wechselseitiges Gespräch zwischen Laien und Geistlichen um Schrift und Bekenntnis als Wegweisung stattfinden kann. Hier dürfen die Gläubigen einander das Herz ausschütten und gemeinsam und brüderlich um Klarheit in allen Lebensfragen ringen. In diesen Gemeindeversammlungen werden dann alle Standesunterschiede, die im bürgerlichen Leben sich nicht verwischen, unwesentlich. Hier gilt allein die geistliche Vollmacht.

Daß Spener die Linien Johann Arndts nur auszieht, ist deutlich. Die Anregungen und praktischen Forderungen einer Bruderschaft aller Kinder Gottes wachsen aus der Frömmigkeitswelt Arndts. Er ist tatsächlich der große Wender in der Geschichte der lutherischen Frömmigkeit. Spener schreitet in seinen Spuren. Das Programm ruft nach einer großen Persönlichkeit, die es in

konzentrierter Anstrengung zu verwirklichen sucht. Wer wird diese Gestalt sein? Der stille Spener ist es nicht. Und doch ist er für viele ein Vorbild.

Der Gedanke der großen Bruderschaft aller Kinder Gottes treibt doch dahin, sich vor allem der Geringen und Verachteten, der sozial Bedrängten, der Lastenträger und Bekümmerten anzunehmen. Spener hat das sein Leben lang zu praktizieren versucht. Denkwürdig ist der erste Brief, den der neuernannte Oberhofprediger Spener aus Dresden nach Frankfurt schreibt¹⁵. Was bekümmert ihn? Die elenden Verhältnisse, unter denen er predigen muß. Die Hofkapelle ist zu eng. Nur die Standespersonen, die vornehmen Hofleute, finden ihren Platz. Die Dienerschaft aber muß bei geöffneten Kirchentüren vor der Kapelle stehen, allem Unbill der Witterung ausgesetzt. Sein Gewissen kann sich über diesen Zustand nicht beruhigen. Dann aber bittet er auch die vertraute Freundin seiner Familie in Frankfurt, an die er schreibt, alle zu grüßen, von denen er nicht mehr Abschied hat nehmen können. „Unter andern die Kroncken-Mutter im Hospital, sodann die Anna Kunigund, die Seilerin ..., den alten Schuhmacher Adam Lannchen, den Balbierer unter der Catharinenport und H. Reußen auf dem Graben ...“ Lauter kleine Leute, und doch bittet Spener, der Hofprediger der mächtigsten lutherischen Kirche, dringend, ihn zu entschuldigen, daß es nur beim guten Willen hat bleiben müssen, sie noch einmal vor seinem Abschied aufzusuchen. Spener bleibt dieser Haltung treu. Wie sehr er auch in Dresden die Herzen der Kinder und der schlichten Leute gewonnen hat, zeigt sich rührend bei seinem Scheiden. Wie fünf Jahr vorher in Frankfurt begleiten ihn Ungezählte weite Wegstrecken auf der Landstraße nach Berlin. Dreimal muß er unterwegs absteigen und entläßt die jedesmal Versammelten mit Handgeben und Segen.

Im Sinne dieses Bruderschaftsgedankens nimmt der junge Magister Francke seine erste Pfarrstelle an der Erfurter Augustinerkirche, der Armeleutkirche, an. Sie ist eine ausgesprochen schlecht bezahlte Diakonatsstelle. Aber er weiß sich zum Dienst an den Armen und an allen, die im Schatten stehen, gefordert. Dabei bleibt er seiner Verpflichtung treu, die ihm die Schabbelsche Stiftung auferlegt hat. Denn er setzt an der kleinen Universität Erfurt gleich die Vorlesung fort, die er in Leipzig abbrechen mußte.

Als man ihn dann aus Erfurt verjagt, übernimmt er ohne Bedenken eine Pfarrstelle in einer ärmlichen und verwahrlosten Gemeinde vor Halles Toren. Auch hier vermag er das Pfarramt an einer armen Gemeinde sofort mit dem akademischen Amt eines Professors für

orientalische Sprachen an der neugegründeten brandenburgisch-preußischen Universität Halle zu verbinden.

Francke steht hier in einer Traditionslinie, die von den geheimen Konventikeln der kleinen Leute in der Reformationszeit über Gestalten wie Kaspar Schwenckfeld, Johann Valentin Andreaä, Johann Arndt, Betkius, Gifftheil, Breckling, Philipp Jakob Spener zu ihm reicht. Die Liebe zum schlichten Menschen im Volk und seinen oft wunderlichen Herzensanliegen ist hier ganz ernst genommen worden. Die soziale Verpflichtung, die sich im Bruderschaftsgedanken verwirklicht, ist auch für Francke unausweichbar. Alle Standesunterschiede verblassen dabei.

Aber wieviel Verkennung muß Francke auf sich nehmen! In Leipzig fragt ihn das Inquisitionstribunal der Theologischen Fakultät, ob er einen Hausweber aus Gutenborn bei Leipzig Bruder in Christo genannt habe. Francke antwortet, er hielte es für keine Sünde, wenn es geschehe. Die geistliche Oberbehörde aber wittert eine unzulässige Verbrüderung eines Geistlichen mit frommen Laien. Nur der zuständige Ortspfarrer habe das Recht, seine Gemeindeglieder ohne Verwischung der Standesgrenzen seelsorgerlich zu bedienen. Sonst komme nur zu schnell eine unkontrollierbare Schwarmgeistererei heraus, die die Leute nur zu staatsgefährlichen Lehren treibe.

Wir stoßen auf die jahrhundertalte Angst der Obrigkeit vor einem religiösen Aufbruch aus der Tiefe des Volkes. Man ist doch in den vergangenen Zeiten nur mühsam der verschwiegene Zirkel frommer Laien, die Sonderanschauungen huldigten, Herr geworden. Soll das neu aufwuchern, und wohin wird das führen? Öffentlich lehren darf nur der „rite vocatus“, der ordnungsgemäß zu einem Amt in einer klar abgegrenzten Pfarrgemeinde berufene Geistliche. Wer sich über die Grenze seiner Gemeinde mit anderen Menschen laufend in religiöse Gespräche einläßt, greift in ein fremdes Amt sein.

Diese offizielle Einstellung der orthodoxen Kirche, um 1700 vertreten wie schon eineinhalb Jahrhundert vorher, gehört in die Geschichte der europäischen Ängste, der „oft ungeheuerlichen und erschreckenden Fehlleistungen und Fehlleitungen“. Dabei grassiert schon ein ausgesprochener Unglaube unter der Jugend. Der Atheismus wird erstmalig eine wirkliche Versuchung für Europa. Die Glaubenszweifel werden gar nicht laut verkündigt. Aber sie sind einfach da. Und die Kirche wird ihrer nicht mehr Herr!

In dieser Situation wird für Francke die alte Grenzziehung einfach sinnlos. Daß er sie nicht mehr anerkennt, sondern sich aus missio-

narischer Verantwortung zur christlichen Zeugenpflicht gegen jedermann verpflichtet fühlt, ist der letzte Grund zum Einschreiten der Leipziger Universitätsbehörde gegen ihn. Alle mannhafteste Verteidigung nützt ihm nichts. Diese Haltung, Verbindung mit jedem aufzunehmen, der von den gleichen religiösen Fragen und Nöten getrieben ist und dabei alle Standesunterschiede zurücktreten zu lassen, bedeutet Aufruhr, Umsturz einer fest eingefahrenen Ordnung. Bei diesem Grundsatz, den er vergeblich aus dem Neuen Testament zu belegen sucht, vermag sich Francke auch nicht in Erfurt zu halten.

„Sonderbare Bruderschaften und Schwesternschaften in Erfurt und benachbarten Orten“ habe Francke begründet. So lautet die Anklage beim Erfurter Rat. In einer langen Verteidigungsschrift geht Francke auf alle anderen Vorwürfe, die man an diese Hauptanschuldigung angehängt hat, ein, nur nicht auf diese.

Weiß er, daß hier die Gegensätze zwischen der Orthodoxie und der neuen Frömmigkeitsrichtung unversöhnlich sind und eine Aussprache nicht zum Ziele führt? Will er von anderen Fragen her das ganze Problem auflockern und ihm seine Schärfe nehmen? Jedenfalls sind ihm die Bruder- und Schwesternschaften unaufgebar. Es handelt sich hier um Kleinstkreise von Menschen, die sich bereits aus natürlichen Beziehungen bekannt waren und die nun ungezwungen in häuslichen Kreisen über religiöse Fragen, die sie bewegten, sprachen. Eine gleiche Unruhe trieb sie zueinander.

Die Angst der offiziellen Kirche vor Schwärmerei und Aufrührerei, die aus diesen Kreisen aufsteigen könne, versucht Francke zu zerstören. Wir können nicht sagen, daß der junge Magister dabei immer geschickt gehandelt hat, so sehr er in der Sache im Recht war. Er war in Leipzig, er ist in Erfurt ein leidenschaftlicher Stürmer. Man vermag ihm jedoch nicht vorzuwerfen, daß er planmäßig Gruppen gebildet habe. Nach seinen Predigten, die einen ungeheuren Zulauf hatten, kamen die Leute zu ihm und baten ihn in ihre Häuser, damit sie ihre religiösen Fragen und Zweifel ihm vorlegen könnten. Auch aus anderen Pfarrsprengeln luden ihn Bürger in ihre Häuser zu religiösen Tischgesprächen ein. Francke geht überall hin, wo man ihn als Seelsorger begehrt und achtet hier auf keine Bezirkseinteilung. Schon in Leipzig hat Francke dem Inquisitions-tribunal unerschrocken entgegnet: „Ich will nicht hoffen ..., daß sich die Theologische Fakultät oder das Kirchenministerium ein Monopolium hierinnen vindizieren wird, denn was wäre das andere, als daß man damit die Laien unter die Bänke wieder steckte, wie ehemals im Papsttum geschehen!“

Die Unduldsamkeit der Obrigkeit aber sorgt dafür, daß in diesen Kleinstkreisen ein Zusammengehörigkeitsgefühl entsteht. Man redet sich mit Bruder und Schwester an. Keinesfalls läßt man sich niederdrücken. Große Hoffnungen beseelt diese Menschen. Sie glauben die Morgenröte einer besseren Zeit zu erblicken, in der die Menschen sich wieder freudiger zu Gott bekennen und einen neuen Glaubens- und Liebesseifer zeigen. Erleben doch diese Männer und Frauen an sich selbst, wie sie ein Drang zur Bruderschaft, eine Zeugenfreudigkeit und Opferwilligkeit erfaßt hat, den sie vorher nie gefühlt haben.

Gewiß haben es die offiziellen Kirchen nicht leicht gehabt, hier ein gerechtes Urteil zu finden. Vieles erscheint recht anstößig. Nach urchristlicher Sitte bricht man das Brot hin und her in den Häusern. Gefühlsüberschwang macht sich bemerkbar. Männer und Frauen werden durch Wachträume erregt. Verbotene Handschriften und versteckte Manuskripte der Apokalyptiker und Chiliasten, der Schwärmer und Theosophen des Reformationsjahrhunderts und späterer Zeiten tauchen hier wieder auf. Man liest sie begierig, ohne sich ihnen völlig zu verschreiben. Der Mystizismus, der damals alle europäischen Länder erfaßt, findet in diesen Gruppen einen Widerhall. Einer aus dem Bruder- und Schwesternkreis in Gotha schreibt an den jungen Magister Francke in Erfurt: „Die Führung meiner Seele ist ähnlich der Catharinas von Genua, Molinos, de Guyons etc.“

Auch Franckes Mutter und eine seiner Schwestern, die noch bei ihr in Gotha wohnt, sind in dieser Bruder- und Schwesternschaft zu finden. Frauen und Mädchen geraten in religiöse Verzückungszustände. Stadtoberkeiten fassen hart zu und verhören sie. Die Protokolle werden veröffentlicht und geben das Zeichen zu vielen spöttischen Angriffen. In Erfurt tritt ein junges Mädchen als „Debora“ auf. Mit ihren Prophezeiungen und Visionen bestürmt sie ihren „heißgeliebten Francke“. Sie schreibt ihm glühende Briefe mahnt, fleht, droht, damit er nicht müde werde im Kampf gegen die Widersacher. Die Unterschrift unter ihren Briefen lautet immer gleichbleibend: „Deine Debora“!¹⁶

An ungezählten Orten in Deutschland wagen sich diese Bruderschaften hervor. Es ist oft ein leichtes, ihre Verbindung mit alten Separatistenzirkeln, deren Anfänge meistens in die Reformationszeit zurückführen, aufzuzeigen. Untereinander stellen sie rasch eine enge Verbindung her. Die „zürnende Debora“ eilt bis nach Lübeck. Überall taucht sie auf, in Berlin, in Erfurt, in Brandenburg, in Halberstadt, in Norddeutschland.

Es kündigt sich das gefühlsselige Zeitalter an. Der Sentimentalismus ergreift die Gemüter. Darum schießen diese Kreise wie Pilze aus dem Boden. Oft sind es weitgereiste und kenntnisreiche Bürger, die sich ihnen anschließen. Vielfach bilden adlige Familien mit ihren Hausgeistlichen Stützpunkte dieser Gruppen. Sie stellen sich schützend vor ihre bedrängten Glieder. Vor allem der schlesische Adel zeigt eine auffällige Hinneigung zu diesen Konventikeln. Gedanken von Schwenckfeld, von Jakob Böhme sind hier merkwürdig wach geblieben und in kleinen, verschwiegene Kreisen gepflegt worden. Eine Hinneigung zum Mystizismus, zu einem gesteigerten und bewußt gepflegten Innenleben liegt in der Luft. Mystiker und Inspirierte üben eine geheimnisvolle Anziehungskraft aus. Man ist weithin der verrationalisierten orthodoxen Streitpredigt müde geworden und sucht wärmeren Frömmigkeitsboden. Diese Adelskreise wählen sich Hausgeistliche aus, die diesem neuen Frömmigkeitszuschnitt zuneigen und die sich als spenerisch ausgeben.

Von Schlesien aus wird bei den weitreichenden Beziehungen des Landadels die Erregung und Bewegung in andere Landschaften weitergetragen. Von allergrößter Bedeutung ist es aber, daß diese frommen Adelssippen in die Gruppe der großen Hofbeamten hineinragen, die den brandenburgisch-preußischen Staat unter dem Kurfürsten Friedrich III., dem späteren König Friedrich I. beherrschen.

Wenn die offizielle Kirche wüßte, wie es in den Herzen dieser Adligen aussieht! In Berlin handelt es sich um die alten bewährten und engsten Mitarbeiter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Diese Männer sind nicht mehr in der kirchlich geprägten Frömmigkeit verwurzelt. Der Geheime Rat von Fuchs, der die gesamten Schul- und Kirchensachen der Regierung bearbeitet, scheut sich nicht, vor der Kurfürstin zu erklären, daß er nie an ewige Höllenstrafen geglaubt habe. Auf seinen Gütern hat er Gliedern der polnischen Sekte der Sozinianer Asyl gewährt. Er läßt sich da nicht vom Ortspfarrer hineinreden. Oft führt er mit diesen Sozinianern ausgedehnte religiöse Gespräche.

Die Frau des mächtigen Geheimrates von Schweinitz aus altem schlesischem Adel stellt sich schützend vor Rosamunde Juliane von Asseburg, die sich ihrem Heiland angelobt hat und Prophezeiungen kundgibt. Dieses junge Mädchen, dessen unschuldvolle Lauterkeit selbst Leibniz ritterlich verteidigt, gehört mit seiner Mutter und seinen Schwestern zu diesen Bruderschaften, in denen sich der junge Magister Francke bewegt. Selbst der leitende Staatsmann

Brandenburg-Preußens, Eberhard von Dankelmann, eine sittenstrenge Persönlichkeit, auch im Unglück später von großartiger Haltung, sympathisiert mit diesen Kreisen. Bedrängte Glieder einer dieser Bruderschaften finden den Weg zu seiner Frau, die nicht ohne Mitwissen ihres Mannes ihnen Schutz vor weiteren Verfolgungen verschafft. Auch Dodo von Knyphausen, der engste Mitarbeiter Dankelmanns, der geniale Organisator der brandenburgisch-preußischen Domänenverwaltung, deren Einnahmen er fast verdoppelt, ist diesen Gruppen gewogen.

Knyphausen scheint in dieser Richtung besonders aktiv zu wirken. Jedenfalls zählt er zu denen, die von den Gedanken der Engländerin Jane Leade begeistert worden sind. Gehört doch ein Glied seiner engsten Familie, ein Baron von Knyphausen, der in London wohnt, zur Gemeinde der Jane Leade. Dodo von Knyphausen steht so unmittelbar mit Jane Leade in London in Verbindung¹⁷.

Die fromme Engländerin glaubt, daß die Ankunft des Herrn, der Anbruch des Tausendjährigen Reiches, von dem die Offenbarung Johannes spricht, nahe bevorsteht. In der Kette ihrer inneren Gesichte bedrängt sie eine Tatsache: die konfessionelle Zerrissenheit und Zerspaltetheit der Christenheit. Christus aber kommt nur, wenn zuvor sein Vermächtnis unter den Christen erfüllt worden ist, sein hohepriesterliches Gebet, daß sie alle eins seien. Nur auf eine in wahrhaftiger Bruderliebe geeinte Christenheit senkt sich das neue Jerusalem herab!

Leade meint nicht, daß sich die Konfessionskirchen auflösen sollen. Mögen sie ruhig als ein Notdach bleiben, das noch nicht entbehrt werden kann. Doch die Bruderschaft soll bezeugt werden, die große Bekundung der brüderlichen Verbundenheit, ungeachtet der Mannigfaltigkeit der Bekenntnisse und Kirchenformen. Der Gedanke der großen Weltharmonie, der diese ganze Generation, das aufsteigende Bürgertum in allen europäischen Ländern durchdringt, einer Harmonie, die sich auf einer zusammenklingenden Mannigfaltigkeit aufbaut, zeigt sich selbst in den visionären Bildern dieser Engländerin. Harmonie ist das Stichwort der Zeit, das die Gemüter der Zeitgenossen beseelt und beschwingt.

So zündet diese neue Zielsetzung einer gesamtchristlichen Bruderschaft in all den Kreisen und Gruppen und bei den Einzelgängern, die das Unbefriedigende und Unvollendete in der Gestaltung und Durchführung der Reformation, wie sie einmal machtvoll aufgebrochen und doch steckengeblieben ist, spüren und daran leiden. Es zündet der Gedanke, dabei den mühsamen und dornenreichen Weg einer Dogmenangleichung zu verlassen und nur die Bruder-

schaft zu verwirklichen. Das ist die große Gemeinsamkeit, die jene Menschen zusammendrängt. Die Philadelphische Gesellschaft, die Jane Leade gegründet hat, ist ihnen dabei ganz unwesentlich. Aber ihre grundlegenden Gedanken zünden.

Dodo von Knyphausen läßt offensichtlich die Manuskripte der Jane Leade in maßgebenden Berliner Regierungskreisen zirkulieren. Diese Gedanken sind in einem Staat, dessen Herrscherhaus und höchstes Beamtenkorps dem kalvinistischen Bekenntnis zugehört, während die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung lutherisch ist, ohne Zweifel sehr willkommen.

In der Tat haben diese Adligen, die als ein kleiner Kreis politisch mächtiger Hofbeamter den brandenburgisch-preußischen Staat unter Friedrich III. lenken, zuerst August Hermann Francke unterstützt. Aus diesem Kreis fließen dem jungen Pfarrer Francke nach seiner Vertreibung aus dem Erfurter Pfarramt die Geld- und Sachspenden, die Nahrungsmittel und Bücherpakete zu. Der Geheimrat von Schweinitz gibt ihm die ersten 20 Taler, damit Francke überhaupt in Glaucha bei Halle anfangen kann, da er von allen Barmitteln entblößt ist¹⁸.

Von diesen Männern wird Francke in den Sattel gehoben. Durch sie wird er in den brandenburgisch-preußischen Staat und als Professor an die neugegründete Universität Halle gerufen. Gewiß haben Spener und Seckendorff an der Berufung Franckes mitgewirkt. Ausschlaggebend ist jedoch Dankelmann, vor dem Francke in Berlin predigt. Der brandenburgische Staatsmann hat hier den Geist gespürt, den er zu fördern sucht. Entscheidend für die Berufung Franckes ist noch eine andere Tatsache. Francke hat bewußt auf jede Sozietätsform bei der Sammlung der Pietisten verzichtet. Alle Absonderung von der Kirche und jede Sonderorganisationsform neben ihr soll vermieden werden. Nur in der losen Form der Bruderschaften, in denen sich Gleichgestimmte ungesucht über religiösen Fragen finden, wie durch einen unermüdlich gepflegten vertrauten Briefverkehr will man das Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl pflegen. Diese beiden Formen engerer Gemeinschaft hat Francke freilich, selbst ein Genie der Freundschaft, unverdrossen sein Leben hindurch kultiviert. Sein Arbeitsfeld aber ist immer die Großkirche gewesen. Sie mit einer neuen Frömmigkeit zu erfüllen ist sein Ziel. So kann der leitende Staatsmann Brandenburgs die Berufung ruhigen Gewissens aussprechen.

Als Eberhard von Dankelmann gestürzt wird, bleiben die Geheime Räte von Schweinitz und Paul von Fuchs. Sie sind längst entschiedene Freunde Franckes geworden, dessen Anliegen vor dem Kur-

fürsten nunmehr der Minister von Chwalskowsky vertritt. Bald verwendet sich auch noch der Baron von Canstein im Sinne Franckes unermüdlich in den Berliner Regierungsstellen¹⁹.

Die entscheidende Wendung ist angebahnt. Die Bruderschaften, in denen sich die aktivsten pietistischen Kreise eine ihnen vorerst angemessene Lebensform geschaffen haben, empfangen an der neugegründeten Universität Halle und damit im brandenburgisch-preußischen Staat eine Entfaltungsmöglichkeit. Die Bedeutung dieses Vorganges fällt sofort in die Augen. Als erster deutscher Staat stellt der brandenburgisch-preußische den vorwärtsdrängenden Pietismus eines aufstrebenden Bürgertums in seinen Dienst.

Die staatliche Anerkennung spiegelt sich sehr schnell in einer Beruhigung der erregten Frömmigkeit dieser Bruderschaften wider. Der Staat hat eine andere Religionspolitik eingeschlagen. Die Haltung der Berliner zentralen Regierungskreise verfehlt auch bei den Provinzialverwaltungen, in denen die orthodoxe Richtung weithin vorherrscht, nicht ihre Wirkung.

Auf diesem befriedeten Boden gelingt es dem jungen Professor Francke, der noch keine dreißig Jahre zählt, die enthusiastisch gestimmten Kreise, in denen er sich bisher bewegt hat, in gesunde und nüchterne Bahnen zurückzulenken. Selbst in den Briefen der stürmischen Debora mit ihrer Neigung zum Exzentrischen spürt man diese Beruhigung.

Da neben August Hermann Francke auch der Erfurter Senior und Theologieprofessor D. Breithaupt an die Hallesche Universität berufen wird, der zu den pietistischen Schulhäuptern gehört, verstärkt sich das Gefühl der Pietisten, religionspolitisch anerkannt zu sein, noch mehr. Eine rein pietistische Theologische Fakultät ist in Halle im Erstehen.

So überwindet Francke, der glänzende Organisator, der Menschen zu führen versteht, ohne je auf sie bedrückend zu wirken, die innere Separation vieler Bruderschaften gegenüber dem Kirchentum. Selbst den führenden Ministern und Geheimräten in Berlin vermag Francke in einer pietistisch durchwärmten Kirche ein neues Heimatgefühl zu vermitteln. Franckes großangelegte Persönlichkeit läßt sich nicht in ein Winkelchristentum zurückbiegen. Es geht noch durch manche Schwierigkeiten. In Berlin machen sich immer wieder auch die alten orthodoxen Einflüsse bemerkbar. Man arbeitet gegen Francke und versucht seine Verabschiedung in die Provinz in eine kleine Superintendenz. Inzwischen ist Francke aber seiner Sendung immer gewisser geworden. Ihm wachsen von allen Seiten Freunde zu.

Die kleinen Kreise der pietistischen Frommen bleiben zusammen. Sie werben unermüdlich für Francke. Da sie auch immer besser lernen, Extravaganzen aufzugeben und sich vorsichtig zu bewegen, läßt man sie schließlich gewähren. Diese Duldung setzt in den verschiedenen Territorien sich zu verschiedenen Zeitpunkten durch, sie läßt in den Welfischen Ländern am längsten auf sich warten, ist aber nicht mehr aufzuhalten. Wir beobachten aber, wie diese über ganz Deutschland verstreuten pietistischen Kleinkreise wie nach einem geheimen Gesetz sich immer entschiedener um den jungen Francke in Halle scharen und in ihm neben Spener ihren geistigen Führer erblicken.

Ganz wesentlich trägt dazu die Engländerin Jane Leade bei, deren Einfluß auf holländische und deutsche religiöse Gruppen am Ende des 17. Jahrhunderts immer mehr zunimmt. Ihre Traktate werden übersetzt und erscheinen auf dem holländischen und deutschen Büchermarkt. Ihr Ideengut dringt durch. Der Widerhall ist in dem Briefwechsel der Pietisten untereinander überall spürbar.

In ihrer ersten programmatischen Schrift hat Jane Leade von der „eigentlichen Beschaffenheit und dem Zustand des neuen Jerusalem“ geschrieben. Im 3. Kapitel der Johannesapokalypse, im Sendschreiben des Sehers auf Patmos an die Gemeinde zu Philadelphia findet sie die Losung ausgesprochen, die man bisher vergeblich gesucht habe: Wiederbegegnung der getrennten Glieder der einen Christenheit auf Erden in der Einigkeit der philadelphischen (brüderlichen) Liebe.

Zu Beginn der ökumenischen Bewegung gegen Ende des 17. Jahrhunderts haben zwei ganz bestimmte Bibelstellen gestanden. Das Sendschreiben an die Gemeinde Philadelphia (Bruderliebe) und das hohepriesterliche Gebet Jesu in Johannes 17. Entscheidende kirchengeschichtliche Vorgänge knüpfen sich an zwei Worte der Schrift.

Jane Leade aber erwirbt sich ein europäisches Vertrauen in einer gesamteuropäischen Hochstimmung, weil sie bei allem Phantasieüberschwang in ihren Zukunftsvisionen auch biblisch nüchterne Wegweisungen ausgibt. „Es können Sekten (d. h. Konfessionskirchen) nicht anders als durch Ausgießung des Hl. Geistes kuriert und zur Einigkeit gebracht werden. Dieser Geist ist ein Einiger ... Der Hl. Geist ist katholisch und allgemein. Die Kirche muß darum allgemein sein, in einer allgemeinen Ausbreitung der Liebe ohne Parteilichkeit.“ Hier wird die Theorie der Ökumenik und ihre Begriffsbildung vorbereitet. Die neue Einheit erhebt sich auf dem Unterbau einer Mannigfaltigkeit. Das Bekenntnis zu der großen

Bruderschaft soll als ein Zeugnis der Christen von Mund zu Mund gehen, ungeachtet der verschiedenen Konfessionszugehörigkeit. Im großen Aufbruch zur brüderlichen Begegnung erlischt dann der Konfessionshaß. Da die Bewährung des Glaubens in der Beweisung des Geistes und der Kraft liegt, verlieren die verschiedenen Lehrausprägungen ihren verletzenden und den Bruder zurückstoßenden Charakter. Sie bleiben bestehen und werden respektiert, aber sie sind nicht mehr eine unübersteigbare Mauer, die die Konfessionskirchen voneinander in Mißtrauen isoliert.

Eine bei allem ekstatischen Überschwang zuletzt doch die typisch englische Nüchternheit beweisende Prophetin der Philadelphischen Gesellschaft übersieht nicht schwärmerisch die festgefügte Wirklichkeit der Konfessionen. Sie belastet die Sehnsucht nach einer neuen europäischen Begegnung auf christlicher Grundlage nicht von vornherein durch Forderungen, die sich nicht verwirklichen lassen.

Hat sie auch für ihre engsten Freunde noch besondere Offenbarungen, sie werden jedenfalls in der Propaganda der Philadelphischen Gesellschaft, die bald über England, die Niederlande und Deutschland das Netz einer lockeren Organisation spannt, zurückgestellt. Ihre Überzeugung, daß sich die festgefügtten Konfessionsfronten bereits in unaufhaltsamer Auflösung befinden, kennen wohl nur die Eingeweihten.

Das alles ist ein interessanter Vorgang, so wenig wir ihm auch im einzelnen nachkommen können. Die Losung ist glücklich, weil sie das Empfinden der Zeit ausspricht: Einheit in Mannigfaltigkeit. Ruhen soll der Dogmenstreit. Ihm soll man aus dem Wege gehen. Der Rahmen ist also weit gespannt, daß sich von Anfang an die verschiedensten Geister dafür erwärmen und sich zusammenfinden können.

Wo taucht aber das erste klare Bekenntnis Franckes zu den philadelphischen Gedanken auf? Der junge Pfarrer und Professor hat 1695 mit 4 Talern und 16 Groschen sein Schulwerk begonnen, das schnell berühmt wird. Am 1. Juni 1697 bricht von Halle der vertraute Mitarbeiter Franckes, der junge Theologe Neubauer, auf. Er reist nach Holland, dem gelobten Land der Waisen-, Arbeits- und Krankenhäuser. Hier soll er Erfahrungen sammeln, die Francke für die eigene Waisenhaus- und Armenarbeit nutzbar machen möchte. Diese Reise steht jedoch unter einem doppelten Gesichtspunkt.

Mit vollem Recht wird Neubauers Fahrt die erste sozialpolitische Studienreise genannt, von der wir wissen. In einer Zeit, in der

selbst die Betten des Sonnenkönigs verwandt und die Begriffe der Hygiene weithin unbekannt sind, soll Franckes Mitarbeiter fragen: Womit reiben die Kinder sich die Zähne beim Mundausspülen? Baden die Kinder „etwa zuweilen“? Sind Personen zum Kämmen und Bürsten da? Was für Mittel sind gegen Grind, Krätze, Ungeziefer vorhanden? Wie vermeidet man Ansteckungen?

Und doch ist diese Orientierungsreise mehr als eine sozialpolitische Instruktionsfahrt. Nach Franckes Willen soll sie zugleich eine Kollektenreise werden und für Halle werben. Religiöse und soziale Erweckung liegen ineinander. Jedenfalls händigt Francke seinem Freund Neubauer ein empfehlendes Begleitschreiben aus. Man spürt sofort, daß er sich bewußt an Kreise wendet, die von den philadelphischen Gedanken erfaßt sind und den konfessionell gespaltenen Kirchen gegenüber starke Vorbehalte haben. Schon mit den ersten Sätzen seines Rundschreibens stellt sich der Hallenser in diese weite Opposition gegen den Orthodoxismus, gegen die Blutleere im kirchlichen Leben, gegen jeden Konfessionshaß. Der Gedanke der großen Bruderschaft, die sich in einer neuen Sozialität beweist, rückt in den Mittelpunkt²⁰.

Francke spricht von den Buß- und Bettagen, an denen kein Mangel in den Kirchen ist. Und doch folgt keine Besserung. Denn es gibt eben nur *eine* wohlgefällige Buße, die sich in der Tat und in der Wahrheit erweist: Bricht den Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sitzen, führe ins Haus. Wo du einen nackt siehst, so kleide ihn. „Aldann wird dein Licht hervorbrehen wie die Morgenröte, und deine Besserung wird schnell wachsen ... Dann wirst du rufen, so wird der Herr dir antworten. Wenn du wirst schreien, wird er sagen: Siehe, hier bin ich.“

Mit dem Hinweis auf die Apostelgeschichte stellt Francke den Satz auf, „daß der Zustand der Kirche am allerbesten gewesen, wo er sich in der Aufnahme und Verpflegung der Armen erweist“. Er berichtet von seiner Waisenhausarbeit. Ohne Rücksicht auf ihr Herkommen werden die Waisenkinder nach Begabung gefördert, sei es für ein Handwerk, sei es für Berufe im Handel und Verkehr, sei es für die Gelehrtenlaufbahn. Alle sollen einmal „als nützliche Leute gebraucht werden können“. Zu ihrer Unterrichtung und Beaufsichtigung werden nur „gottesfürchtige und geschickte Studiosi gebraucht, jedoch nur solche, welche sonst nichts zu leben haben und also Unterhalt für ihren hierbei angewendeten Fleiß empfangen“.

Hier kündigt sich tatsächlich etwas Neues an. Der Hallesche Pietismus, der sich in Francke zu Wort meldet, erweist sich als Bahn-

brecher ideenbestimmter religiöser und sozialer Bestrebungen. Ein planmäßiger Angriff gegen die Armut soll beginnen. Den Hilflosen gilt Erbarmen. Den Arbeitsfähigen soll Arbeit und Aufstiegsmöglichkeit ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen geschafft werden. Die modernen Begriffe wie Sozialpolitik, Hygiene, Arbeitsbeschaffung, Volks- und Hochschulbildung tauchen bereits auf. Planmäßig wird die Einebnung der schroffsten gesellschaftlichen Unterschiede begonnen und das Bildungsmonopol der besitzenden Klassen gemildert²¹.

Doch sind diese sozialen Ideen eingebettet in religiöse Gedanken. In diesem ersten Begleitschreiben zu einer Kollektenreise, das wir aus der Feder des vierunddreißigjährigen Theologieprofessors und Gemeindepfarrers besitzen, spricht sich eine ergreifende Sehnsucht nach einer Morgenröte aus. Eine neue Zeit wird erwartet, in der nicht mehr vergeblich nach Gott gerufen wird, sondern der Herr auf das Schreien seiner Kinder mit dem Kommen des Geistes antwortet.

Als erster leistet der lutherische Pfarrer Friedrich Breckling in Holland diesem Aufruf Folge. Aus seinem Bericht ist zu entnehmen, daß im reichen Holland nicht nur pietistisch gesonnene lutherische Gemeinden, sondern auch Mennoniten und Collegianten aufgesucht worden sind. Viele opferbereite Freunde werden gewonnen²².

Eineinhalb Jahre später verfaßt Francke ein neues Schreiben zu einer zweiten Kollektenreise. Aber welcher Unterschied besteht zwischen den Begleitschreiben von 1697 und 1699. Nicht mehr mit einem Bußlied, mit einem Lobgesang hebt das neue Begleitschreiben an. „Die Morgenröte ist hervorgebrochen. Fast an allen Orten und Enden hat sich eine große Erweckung in gar vielen Gemütern ereignet. Solcher Gnadenblick hat auch unser Deutschland getroffen.“ Vor allem Halle hat einen Gnadenblick erfahren. Hier sammelt sich eine begeisterte und zeugenfreudige Jugend um die öffentlichen Lehrer der Kirche.

Francke hat inzwischen durch seine Sendboten mit der hochbetagten Jane Leade und ihrem Schwiegersohn Lee die unmittelbare Verbindung aufgenommen. Er entwickelt sein Programm: „Bei solcher großen Bewegung nun, welche allenthalben in den Gemütern vorgehet, wäre nichts mehr zu wünschen, als daß durch das Band der herzlichen Liebe und Einträchtigkeit die Gemüter miteinander verbunden werden möchten. Denn Christus spricht: Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt. Es würde dadurch die Welt von der wunderbaren Kraft Gottes desto besser überzeugt werden. Die gläubigen Kinder

Gottes würden desto mehr Trost haben in allen ihren Verfolgungen. Es würde sich einer durch des anderen Exempel desto mehr ermuntern. Die Starken würden den Schwachen die Hand bieten. Die zusammengefaßte Kraft so vieler Gliedmaßen würde das Reich des Satans desto gewaltiger angreifen. Und in Summa, wie in der Einigkeit die Vollkommenheit besteht, so würde das göttliche Band des Friedens zur Vollendung des Guten dienen.“

Bei aller Übereinstimmung mit Zielen der Philadelphischen Gesellschaft wird doch auch ein Unterschied deutlich. Franckes Wollen erschöpft sich nicht in einem selbstgenügsamen, durch das Bruderschaftserlebnis zufriedengestellten Einheitsverlangen. Die missionarische Gemeinde wird proklamiert. Sie soll aus der Bekundung der Bruderschaft einer mißtrauisch abwartenden Welt gegenüber eine neue Vollmacht empfangen, die durch den Konfessionshaß verwüstet worden ist.

Es kommt zu einer Wiederentdeckung des ganzen dritten Glaubensartikels. Hier spricht sich der echte Francke aus. Er will sein Leben lang in aller Einseitigkeit Menschen für einen bedingungslosen Glaubenseinsatz gewinnen. Darum sieht er sich nach Brüdern um, die zu gleichem Werk bereit sind. Merkwürdig, welche Gewalt das Sendschreiben an die Gemeinde Philadelphia, in dem das neue Jerusalem angekündigt wird, das auf die Erde herabsteigt, auf die Gemüter besitzt. Jane Leade hat zuerst diese Schriftstelle aktualisiert und auf die Gegenwart bezogen. Wenn sich die vertrautesten Freundeskreise um Francke unbelauscht fühlen, reden sie von dem halleschen Werk nur als von „unserem Zion“, von „unserem Jerusalem“. Und Francke hat einmal sogar ausgesprochen, daß Gott hier gleichsam selbst auf den Erdboden getreten sei!

Deshalb nimmt sich Francke das Recht, Sendboten auszusenden. Bei der Einsammlung von milden Gaben für Halle beruft er sich auf einen ähnlichen Vorgang in den Tagen der Urchristenheit. Damals haben die paulinischen Gemeinden für die jerusalemische Kirche eine Beisteuer erhoben. Jetzt wird für das neue Jerusalem in Halle gesammelt. So eng ist die Anlehnung Franckes an Gedanken Jane Leades und so kühn ist seine Sprache. Er weiß, daß er nirgends besser als im holländischen Dorado der verschiedensten Sondergruppen verstanden wird, die förmlich von Leadischen Gedanken durchtränkt sind. Vor allem ist es dieser alte Feuergeist, der lutherische Pfarrer Breckling in Zwolle, der ganz für Francke gewonnen ist, seitdem ihn Neubauer in Holland besucht hat.

Friedrich Breckling (1629–1711) ist einer der wirksamsten Vorreiter des Pietismus durch seine Forderung nach praktischem Chri-

stentum unter steter Berufung auf Luther geworden. An Francke richtet er in hoher Begeisterung seitenlange Sendbriefe. „Das, was Wittenberg versäumt, möge Halle erstatten. Die katholische und apostolische Kirche, das neue Jerusalem in Geist und Wahrheit ersteht.“ So jubelt er. Dieser Breckling besitzt weitreichende Beziehungen. Führende Männer des öffentlichen Lebens wie der Kanzler Ahasverus Fritsch in Rudolstadt und der Geheimrat von Schweinitz in Berlin gehören zu seinen Anhängern.

Dieser Herr von Schweinitz, aus frommem schlesischem Adel, läßt Francke die beiden ersten großen Geldsummen, 500 Taler im Sommer 1695 und 1000 Taler im Jahre 1696 überreichen. Durch diese Gaben eines philadelphisch gesonnenen Berliner Regierungsbeamten vermag Francke seine ungesicherte Anfangsarbeit, die sich zunächst nur auf 4 Taler und 16 Groschen stützt, ins Große zu entwickeln. Denn nun setzt bald ein Strom von Spenden ein, nachdem ein Staatsmann den Anfang gemacht hat²³.

Jetzt besitzt Francke erst die Möglichkeit, eine junge Theologengeneration, die an die neue Universität Halle strömt, in seine Nähe zu ziehen. Ihren ärmsten Gliedern vermag er eine soziale Geborgenheit in einem geordneten Studium zu vermitteln. Diese Studenten werden einmal seine begeisterten Mitarbeiter in aller Welt. Mit den Studenten hat Francke seine ökumenische Sendung erfüllt. Sie umgeben ihn schon in Leipzig. Sie gehen begeistert mit ihm nach Erfurt. Sie folgen ihm nach Gotha, nach Berlin, um schließlich mit nach Halle zu ziehen.

Francke ist sich seiner Berufung und Sendung gewiß geworden. Ein reiches Vätererbe ist ihm bereits in die Wiege gelegt worden. Von Kindheit auf umgibt ihn eine Fülle weltweiter Beziehungen und Anregungen. Denkbar glücklich sind die äußeren Lebensumstände und die Erziehungsmächte, die auf ihn einwirken. Gotha ist das ökumenische Zentrum des deutschen Luthertums im 17. Jahrhundert. Wegweisende Gedanken werden hier erstmalig gedacht und große Konzeptionen sichtbar. Und doch ist es ein Oberbau, der irgendwie in der Luft hängt, wenn er keine breitere Basis als in den Herzen einzelner Staatsmänner findet und alles andere stumm bleibt.

Erst dadurch, daß die ganze bunte Welt pietistischer Sozietäten mit all ihren Kinderkrankheiten auftaucht und, von dem Bruderschaftsgedanken ergriffen, sich den philadelphischen Zielen zuwendet, sind die Ansätze zu einer breiten ökumenischen Begegnung gegeben. Das aufstrebende Bürgertum bildet den geeigneten Nährboden. Aus ihm kommen die wachen Menschen, die von der Seh-

sucht nach Neuem bewegt werden, weil sie um das Unvollendete des bisherigen Weges wissen. Der „kleine Laie“ pocht an die Kirchentür und will mitbeteiligt werden.

Das andere ist fast bedeutsamer. Wohl ist die Sehnsucht nach ökumenischer Gemeinschaft, nach einer Bruderschaft, die alle christlichen Konfessionen umfaßt und darüber hinaus in einer neuen Liebesbereitschaft den Menschen schlechthin sucht, zuerst in den kleinen verschwiegene Sozietäten der Frommen heimisch. August Hermann Francke verpflanzt sie in die Großkirche und in den Raum der hellen Öffentlichkeit. Dadurch überwindet er die geheime Absonderung der frommen Kreise vom Gesamtleben der Kirche. Er stellt ihnen die Aufgaben, die in die Weite weisen. Vielleicht ist das die größte Leistung des jungen Pfarrers Francke am Beginn seiner Professorenwirksamkeit in Halle.

Sein Sendungsbewußtsein wurzelt freilich in etwas anderem, in der Erfahrung der neu erlebten Durchschlagskraft des alten Evangeliums von Sünde und Gnade in den seelischen Aneignungsformen seiner Zeit. Dieses Erleben einer bevollmächtigten Verkündigung, die schließlich Tausende erfaßt und zu freude- und energiegeladenen religiösen Persönlichkeiten umgestaltet, ist grundlegend. Jene Begeisterten fügen sich opferwillig und zeugenfreudig in die neu entstehende Gesinnungs- und Arbeitsgemeinschaft um Francke wie selbstverständlich ein. Hier kommt es zu stärkster Bezeugung einer Bruderschaft, die über alle konfessionellen Zäune hinweg einander die Hände zum missionarischen und sozialen Wirken reicht. Die ökumenische Bewegung, die sich überall anbahnt, wird durch August Hermann Francke zu einer Gemeinschaft missionarischen Willens und stößt damit über die philadelphischen Gedanken in Neuland vor.

Wie weit er dabei Gotha verpflichtet bleibt, zeigen die ersten ökumenischen Pläne des Hallensers, denen wir uns nun zuzuwenden haben.

2. Erste ökumenische Pläne

Man hat Francke einen geistlichen Unternehmer großen Stils genannt. Mit ihm gehe eine seit dem Dreißigjährigen Krieg hervorgewachsene fromme Reformbewegung mit großbürgerlichen Methoden zum umfassenden Angriff auf die Gebrechen der Welt vor.